

Oculi, 2019, Universitätskirche St. Pauli, Leipzig

Andreas Schüle

Gnade sei mit uns und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

heute werden wir hineingeworfen in einen seltsamen Konflikt. Da ist ein Prophet namens Jeremia, und da ist sein Gegenüber – kein Geringerer als Gott selbst. Was sich hier abzeichnet, ist das Ende einer Beziehung zwischen Gott und einem Menschen, den er sich als Boten und Sprachrohr auserwählt hat. Jeremia war es schon vor seiner Geburt bestimmt, Gottes Prophet zu sein. Sein Leben war von Anfang an auf diese Spur gesetzt: „Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt, zum Propheten für die Völker habe ich dich bestimmt.“ Das sind Gottes Worte, mit denen das Jeremiabuch beginnt.

Ich versuche mir das vorzustellen. Da wird von einem Menschen wie du und ich gesagt, dass sein gesamtes Leben vorherbestimmt ist. Gewiss zu einer gewaltigen Aufgabe: Prophet sein, Gottes auserwählte Stimme sein – viel mehr geht eigentlich nicht. Normale Menschen fragen sich ja immer wieder im Leben, ob sie überhaupt den richtigen Weg gefunden haben. Stehe ich noch hinter dem, was ich tue? Ist mein Beruf wirklich auch meine Berufung? Erfüllen mich die Beziehungen, in denen ich lebe? Oder lebe ich, wenn ich ehrlich bin, an dem vorbei, was ich hätte sein können und vielleicht auch sein sollen? Für Jeremia scheint es solche Fragen gar nicht geben zu müssen. Andererseits: Jeremia hatte nie eine Wahl, konnte sich niemals entscheiden, durfte weder ja noch nein sagen. Gott hatte für ihn entschieden. Ist das nun ein Segen – oder am Ende doch eher ein Fluch? Eine goldene Einbahnstraße ohne Ausweg?

Wir begegnen Jeremia an einem Punkt seiner Lebensgeschichte, an dem für ihn die Antwort klar ist. Von Gott auserwählt zu sein, das ist die größte Last und die größte Anfechtung, die man sich vorstellen kann:

HERR, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark

gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich. 8 Denn sooft ich rede, muss ich schreien; »Frevel und Gewalt!« muss ich rufen. Denn des HERRN Wort ist mir zu Hohn und Spott geworden täglich.

9 Da dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, verschlossen in meinen Gebeinen. Ich mühte mich, es zu ertragen, aber konnte es nicht. 10 Denn ich höre, wie viele heimlich reden: »Schrecken ist um und um!« »Verklagt ihn!« »Wir wollen ihn verklagen!« Alle meine Freunde und Gesellen lauern, ob ich nicht falle: »Vielleicht lässt er sich überlisten, dass wir ihm beikommen können und uns an ihm rächen.«

Was Jeremia hier beschreibt, ist das Gefühl festzustecken in einer Rolle, die man nicht mehr will. Er tut, was er tun muss. Er redet Gottes Wort und erntet dafür Spott und Hohn. Er klagt Ungerechtigkeit an, eifert und reibt sich auf – und macht sich dabei doch nur zur Witzfigur, und zwar um Gottes willen. Jeremia ist kein One-Man-Act, der als selbstberufener Weltverbesserer unterwegs ist. Er ist das, was er sein muss. Jedem ‚normalen‘ Menschen in einer solchen Situation würde man empfehlen, dringend einen Schnitt zu machen und hinter sich zu lassen, was ihn von innen heraus zerfrisst. Aber das kann er nicht: ‚Ich habe es ja versucht‘, sagt er uns, ‚ich habe ja versucht, den Prophetenmantel wegzupacken und hinter mir zu lassen, was mich fertig macht. Aber es ging nicht, es ging einfach nicht.‘

Letzte Woche war ich zur Tagung eines Pastoralkollegs in der schönen Sächsischen Schweiz. Da wurde über diesen Text heiß diskutiert. Einige der anwesenden Pfarrerinnen und Pfarrer haben sich schnell in diesem Text wiedergefunden. Man investiert sich bis an die Grenze des Ungesunden; gibt von sich ab, ohne etwas zurück zu erwarten; man dient Gott und den Mitmenschen; oder sagen wir’s einfach etwas lutherischer: man reißt sich den Allerwertesten auf. Und es passiert herzlich wenig. Im Gegenteil, wofür man sich stark gemacht hat, wird zerredet oder abgeschossen. Und am Ende bleibt man als leere Hülle zurück. Das ist eine Erfahrung längst nicht nur von Pfarrer_innen. Und diese Erfahrung hat einen Namen bekommen: Burnout. Seit 2007 ist das sogar eine offizielle Krankheit.

Dazu kann man auf der Webseite „Neurologen und Psychiater im Netz“ folgendes lesen, und das klingt durchaus jeremianisch: „Mittlerweile identifizieren sich immer mehr Menschen damit. Laut diversen Umfragen erfüllen heute bis zu 1/3 der arbeitenden Bevölkerung Kriterien von Burnout bzw. einer „Vorstufe“ dazu. Diese Zahlen unterstreichen ..., dass sich zunehmend häufiger Konstellationen ergeben, in denen Menschen sich chronisch überfordert fühlen, in frustrane Situationen geraten und/oder zwischen beruflichen und privaten Belastungen aufgerieben werden. Das Thema Burnout ist also heute von enormer Relevanz.“

Ist unser Predigttext also vielleicht eines der frühesten schriftlichen Zeugnisse für das Phänomen Burnout? Das würde umgekehrt Jeremia zu einer sehr modernen, uns nahen Person machen. Aber ganz so einfach ist die Diagnose dann doch nicht. Denn der Grund für Jeremias Burnout ist nicht die alltägliche Welt mit ihren „frustranen“ Erfahrungen. Jeremias Burnout hat einen anderen Namen – Gott. Und zwar im ganz wörtlichen Sinne. Gottes Wort „brennt“ in Jeremia, und je mehr er sich dagegen wehrt, desto heftiger das Brennen, das Aufgezehrt werden. Gegen Gott als Burnout gibt es keine Überwindung, keine Therapie. Wenn einem Gott einmal in den Knochen steckt, dann ist man nicht mehr Herr seiner selbst. Das ist das eigentlich furchterregende an Jeremias Schicksal.

Aber was wird nun aus ihm? Gibt es überhaupt ein Weiterkommen, wenn man einmal an diesem Tiefpunkt angekommen ist?

11 Aber der HERR ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht gewinnen. Sie müssen ganz zuschanden werden, weil es ihnen nicht gelingt. Ewig wird ihre Schande sein und nie vergessen werden. 12 Und nun, HERR Zebaoth, der du die Gerechten prüfst, Nieren und Herz durchschaust: Lass mich deine Rache an ihnen sehen; denn dir habe ich meine Sache befohlen. 13 Singet dem HERRN, rühmet den HERRN, der des Armen Leben aus den Händen der Boshafte errettet!

Jeremia wehrt sich – wehrt sich dagegen, dass in dem, was ihm widerfährt, Gott sein wahres Gesicht zeigt. So kann es nicht bleiben, so kann es nicht enden. Und so wirft er gegen die Verzweiflung des Augenblicks den Glauben seiner Väter und Mütter, den Glauben Israels von alters her: „Sei mir ein starker Fels und eine Burg, dass Du mir hilfst!

Denn Du bist mein Fels und meine Burg, und wegen deines Namens führe und leite mich!“ So haben wir vorhin mit Psalmworten gesungen, und diese Bitte wirft nun auch Jeremia gegen den Gott, der ihn anscheinend im Stich gelassen hat. Nicht zu Gott, dem Burnout, sondern zu Gott, dem starken Fels in der Brandung, dem sichere Hafen, ruft er; zu dem Gott, der die Dinge zurechtrückt, der am Ende dafür sorgt, dass jeder bekommt, was er verdient. Ja, es gibt sie die Täler der Tränen und der Verzweiflung, durch die man hindurchmuss. Aber dagegen steht der Glaube als Kraft des Vertrauens, dass der Weg vom Dunkel ins Licht, vom Tod ins Leben führt. Gott ist der, der rettet und richtet, hilft und heilt. Wäre er das nicht, warum sollte man dann überhaupt an ihn glauben. Leiden, Ungerechtigkeit erfahren muss jeder. Dafür braucht man keinen Gott, und schon gar keinen, der das Leid auch noch verursacht. Aber Hoffen und Vertrauen, das kann man nicht aus sich selber ziehen. Da muss es etwas geben, etwas außerhalb meiner selbst, worauf ich hoffen und vertrauen darf.

Haben wir mit Jeremia also jemanden vor uns, der uns genau das vorlebt – Glauben, der das Zweifeln und Verzweifeln übersteht? Wenn wir an dieser Stelle unseres Predigttextes stehenblieben, dann wäre das wohl so. Dann könnte ich jetzt sagen und damit schließen: Haltet euch an Jeremia! Versucht zu sein wie er! Geht durch die Tränentäler, und ja, es ist okay, damit zu hadern. Aber vertraut darauf, dass es dabei nicht bleiben wird, sondern dass alles wieder gut, alles wieder normal wird. So wie es sein soll, so wie wir es brauchen.

Eigentlich endet unser Predigttext tatsächlich an dieser Stelle. Jedenfalls haben das die Menschen beschlossen, die unsere Predigtreihen zusammengestellt haben. Aber vielleicht war da der Wunsch Vater des Gedenkens, denn nein, Jeremia hat noch nicht zu Ende gesprochen. Es geht weiter, aber nicht so, wie wir uns das vielleicht vorgestellt hätten:

14 Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin; der Tag soll ungesegnet sein, an dem mich meine Mutter geboren hat!

15 Verflucht sei, der meinem Vater gute Botschaft brachte und sprach: »Du hast einen Sohn«, sodass er ihn fröhlich machte! 16 Der Tag soll sein wie die Städte, die der HERR vernichtet hat ohne Erbarmen. Am Morgen soll er Wehklage hören und am Mittag Kriegsgeschrei,

17 weil er mich nicht getötet hat im Mutterleibe, sodass meine Mutter mein Grab geworden und ihr Leib ewig schwanger geblieben wäre! 18 Warum bin ich doch aus dem Mutterleib hervorgekommen, wenn ich nur Jammer und Herzeleid sehen muss und meine Tage in Schmach zubringe!

Schlimmer geht nimmer. Noch dunkler kann man nicht mehr von Gott reden. Der Tag der Geburt als Tag des Fluches, den man „ungesegnet“ machen möchte. Der Mutterleib als Grab Aber all' das wäre für Jeremia besser als das, was er im Licht des Lebens mit ansehen und ertragen muss. Der prophetische Burnout geht weiter und lässt Jeremia leer gebrannt zurück. Die Hoffnung auf Gott als den starken Felsen – sie hat offenbar nicht lange angehalten und nicht sehr weit getragen.

Ich frage mich, was ich machen würde, wenn dieser Jeremia vor mir säße und ich mit ihm reden könnte. Jemand, der so fühlt und erlebt, braucht einen Freund, der so etwas aushalten kann. Und so würde ich Jeremia am liebsten den Arm um die Schulter legen. Immerhin gab es damals und gibt es heute Menschen, die den Tag des Todes nicht nur herbeiwünschen, sondern ihn herbeiführen. Und manchmal treten die großen belasten Fragen, die man nie lösen kann, ein Stück weit in den Hintergrund, wo man menschliche Nähe und Solidarität spürt.

Aber irgendetwas in mir möchte Jeremia dann doch auch fragen: Hast Du es Dir wirklich so einfach vorgestellt? Dachtest Du wirklich, dass Du Gott immer verstehen und dabei am Ende auch immer gut dastehen würdest? War es nicht ein bisschen naiv anzunehmen, dass Gott diejenigen, in denen sein Wort brennt, als strahlende Sieger vom Feld führt? Ja, so wünschen wir uns das vielleicht. Wir wollen möglichst für alles, was wir tun, sichtbare Anerkennung und meinen sogar, dass uns das zusteht. Und dann fühlen wir uns furchtbar ungerecht behandelt, wenn das einmal nicht so kommt. Bist Du nicht vielleicht ein bisschen zu selbstverliebt, lieber Jeremia? In unserer Zeit gab es einmal eine Frau namens Mutter Teresa, die von sich selbst als „Engel der Dunkelheit“ sprach, weil sie der Meinung war, dass Gott zwar durch sie wirke, sie deswegen aber nicht liebte und auch nicht wirklich auf sie achtete. Sie hat anderen Menschen geholfen, das Licht des Lebens zu sehen, und für sich selber die Schattenseite Gottes in Kauf genommen. Sie war eine Frau, die zeitlebens mit Depressionen zu kämpfen hatte und

deren Lebenswerk ein Sieg war, den sie immer auch den eigenen Zweifeln und Verzweiflungen abgerungen hat. Ein solches Leben wird man gewiss niemandem wünschen, aber auch in Mutter Teresa brannte Gottes Feuer, genau so wie in Dir.

Liebe Gemeinde, im Predigtkurs lernt man, dass man eigentlich jede Predigt mit dem Evangelium, der frohen Botschaft, beenden und der Gemeinde Trost und Mut zusprechen soll. Einige der Anwesenden, die selber predigen (oder gerade dabei sind, es zu lernen), werden sich vielleicht schon fragen: Wie wird er jetzt noch die Kurve kriegen? Geht das überhaupt mit Jeremia? Genau das war übrigens auch die Frage auf dem Pastoralkolleg diese Woche. Wie kommt man eigentlich heraus aus der Abwärtsspirale, in die einen Jeremia mit hineinreißt? Wo bleibt da noch eine offene Tür, durch die man zumindest einen Spalt weit das Licht der frohen Botschaft sehen kann?

Nun, vielleicht ist das Evangelium heute ein anderes. Wir stehen in der Passionszeit und bereiten uns auf den Weg zum Karfreitag vor. Jeremia will uns nicht dabei helfen, aus der Passionszeit herauszukommen, sondern im Gegenteil: er kann uns helfen, in sie hineinzufinden. Jeremia ist jemand, der zu begreifen beginnt, was es bedeutet, wenn sich Gott in unserem Leben ausbreitet und wir nicht mehr so leben und denken können, wie wir das gewohnt sind. Wenn Gott sich in unserem Leben ausbreitet, dann kann es nicht ausbleiben, dass unsere Lebensentwürfe, unsere Selbstbilder, unser Ansprüche und Abneigungen zerbrechen. Wenn Gott da ist, dann müssen wir loslassen können – ohne zu wissen, was danach kommt. Genau darum geht es in der Passionszeit. Gott will zur Mitte unseres Lebens werden, aber diese Mitte ist zunächst ein Kreuz, an dem die Welt, wie wir sie kennen – unsere Welt – zerbricht. Was wir von Jeremia hören, sind die Worte eines Menschen, der an einem Endpunkt angekommen ist, der vielleicht aber gerade deshalb zu begreifen beginnt, was da mit ihm geschieht. Darauf reagiert Jeremia, wie jeder von uns reagieren würde: mit Auflehnung, weil wir es nicht wahrhaben wollen, dass die Welt mit Gott in der Mitte nicht mehr so funktioniert, wie uns das lieb und recht ist.

Mit Jeremia stehen wir am Anfang eines Weges. Aber dieser Weg soll uns weiterführen. Um Ende dieses Weges werden Worte stehen, die Jeremia noch nicht sagen konnte – und die wir selber heute vielleicht noch nicht sagen können. Es sind Worte, die so einfach klingen und doch alle Theologie und allen Glauben in sich tragen – die Worte, mit denen

Jesus im Garten von Getsemane zu Gott betet: ‚Nicht wie ich will, sondern wie Du willst.‘
Erst wenn wir das sagen können, ‚Dein Wille geschehe‘, und das auch mit ganzem
Herzen und ganzer Seele bejahen, dann ist Gott wirklich zur Mitte geworden. Nicht mehr
nur der starke Fels in der Brandung, der Retter in der Not, der die Feinde aus dem Weg
räumt (oder was man sonst noch gerne von Gott erledigt haben möchte), sondern
wirklich Mitte. Wer einfach nur ein normales und irgendwie glückliches Leben will, ein
Leben im ‚weiter so‘, ein Leben, in dem es immer mehr zu verlieren als zu gewinnen gibt,
der braucht keine Passionszeit. Und für den wird Jeremia immer nur ein
bemitleidenswerter Mensch sein, der dringend psychiatrischer Betreuung bedarf.

Die Passionszeit trägt eine Verheißung in sich, ohne etwas zu versprechen. Sie nimmt
uns die Sicherheit, Herr unserer selbst zu sein, und das macht sie unheimlich. Sie rückt
Gott vom Rand in die Mitte unseres Lebens, und das fühlt sich ungewohnt, fremd und ja
auch bedrohlich an. Aber gerade darin ist die Passionszeit die Zeit der ersten
Gehversuche eines neuen Menschen, der wir werden dürfen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unser Verstehen und Begreifen, bewahre unsere
Herzen und Sinne, in Christus Jesus.

Amen.